

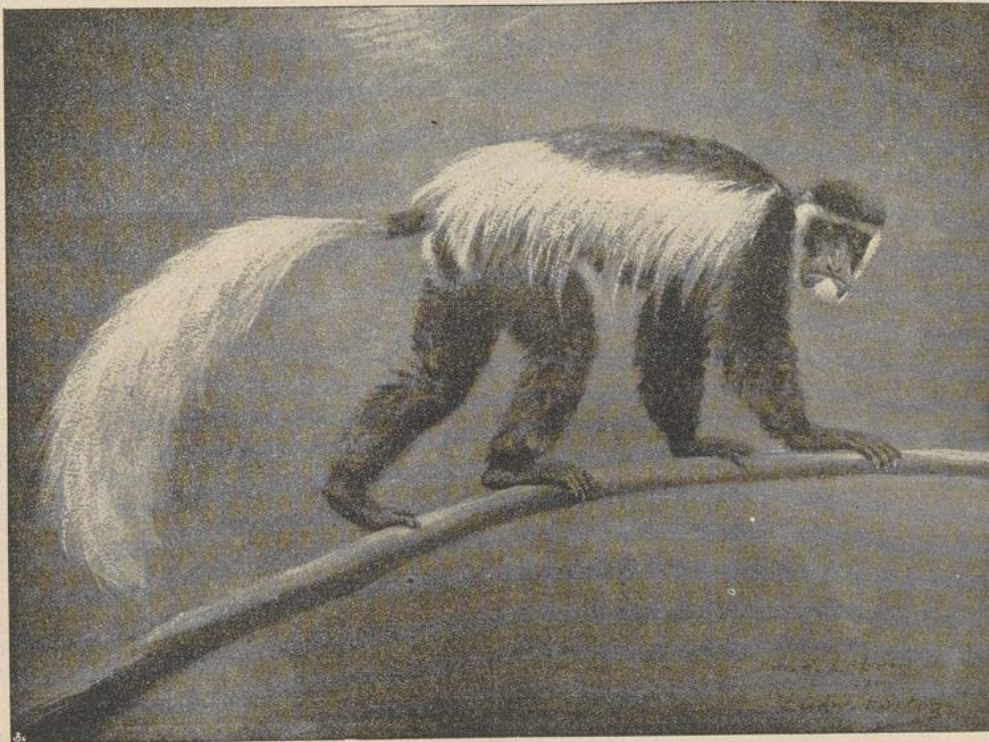
Ein Sonntag im Tembuland.

Ein Sonntag im Tembuland.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Während Rev. P. Bernard, unser Missionsrektor, an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst in Keilands hält, muß ich zu gleichem Zweck hinüber ins Tembuland, und zwar an einem Sonntag nach der Außenstation Saliwa, den andern nach Zigadu. Anfangs war die Zahl der dortigen Kirchenbesucher nicht groß; außer den wenigen Christen kamen nur ein paar heidnische Kinder und Erwachsene, und auch diese vermutlich nur aus Neugierde. Wir fingen dann an, teils selbst, teils durch unsere schwarzen Katecheten, schon ein paar Tage zuvor die ganze weite Nachbarschaft zum nächsten sonntäglichen Gottesdienst

der in den Sommermonaten oft hoch angeschwollen ist, und den man dann in einem Boot passieren muß. So auch heute; einer unserer Brüder ruderte mich über den Fluß, und dann ging es zu Fuß hoch und steil bergauf. Da ich, um zum gewöhnlichen, weniger steilen Weg zu kommen, einen bedeutenden Umweg hätte machen müssen, marschierte ich gleich über den nächstliegenden Berg. Das Wetter war trüb und regnerisch, und dennoch lagerte über dem Tal und den anstoßenden Bergabhängen eine schwüle, drückende Luft. Ach, wohl nie in meinem Leben habe ich so viel schwitzen müssen, wie diesen Berg hinauf! Denn da ging es in schwindelnder Höhe so steil bergan, daß ich mühsam von einem Felsblock zum andern klettern mußte. Ein paarmal wurde es mir ganz schwarz



Kilimandscharo-Seidenaffe.

einzuladen. Tatsächlich blieben auch unsere Bemühungen nicht ohne Erfolg. Die Zahl der heidnischen Kirchengänger wuchs von einem Sonntag zum andern, und noch weit mehr erwarten wir in Zukunft. Darf ich mir erlauben, unsere geehrten Leser zu einem dieser sonntäglichen Gottesdienste einzuladen? Viel ist dabei allerdings nicht zu sehen, doch ist es wohl manchem von Interesse, zu erfahren, wie es denn bei solchen Anlässen in einer südafrikanischen Mission zugeht.

Ich schnürte mein Ränzchen schon Samstag vormittags, packte mein Brevier, Hostien und Meßwein ein, dazu noch ein paar Bücher oder Hefte, auch etwas Proviant, — denn in Zigadu gibt es keine Küche, — hole mir noch den Segen beim lieben Heiland im Taubernakel und mache mich sodann auf den Weg. Wintersonnezeit, d. h. Mitte Mai bis Ende Oktober, benütze ich ein Pferd, im Sommer aber gehe ich meist zu Fuß. Der Grund hievon ist der große Kei-River,

vor den Augen und ich sah mich öfters genötigt, eine kleine Ruhepause zu machen. Blicke ich talabwärts, dann erkannte ich erst die Gefahr, in der ich schwebte. Wer hier ausgleitet und ins Rollen kommt, ist einfach verloren, denn wenige Augenblicke darauf liegt er mit zerschmetterten Gliedern in der Tiefe.

Endlich war ich doch glücklich oben auf der Höhe; nun kam aber ein anderes Uebel: Ich war förmlich in Schweiß gebadet, droben auf dem Berg aber blies ein scharfer, kalter Wind, und kurz darauf fing es stärker zu regnen an. Die beste Gelegenheit also, sich ein böses Fieber, oder gar noch Schlimmeres zu holen. Bald fror es mich auch an allen Gliedern, die Kleider hingen mir ganz naß am Leibe, teils vom Regen, teils vom Schweiß, und Reserverewäsche hatte ich auch keine bei mir. Da hieß es mit frischem, kräftigem Schritt rasch weitermarschieren, um einigermaßen wieder warm zu werden. Dazu ein munteres Liedchen, das weckte Mut und Gottvertrauen in der

Brust: das liebste aber war mir, daß alle die Schwarzen, die mir begegneten und die mich schon von weitem grüßten, versicherten, sie wollten morgen früh in die Kirche kommen. So hatte ich also begründete Aussicht, eine reiche Missionsernte zu halten.

Als ich nach 1½stündigem Marsche Zigudu schon ziemlich nahe war, kamen mir von einem Berge her unter mehrere heidnische Hirtenbuben entgegengerannt und boten mir gar zutraulich ihre schwarzen Hände zum Gruße. Auf die Frage, was sie wünschten, antworteten sie: „Nichts, Umfundisi, wir wollen Dich nur sehen; denn wir freuen uns jedesmal, wenn Du kommst!“ — „Geht Ihr auch in die Schule, Kinder?“ — „O, wir gingen gerne, aber wir dürfen nicht; wir müssen das Vieh hüten. Morgen aber wollen wir zu Dir in die Kirche kommen!“ Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mich diese guten, urwüchsigen Jungen freuten und bedauerte, nichts bei mir zu haben, womit ich ihnen hätte eine rechte Freude machen können.

In Zigudu angekommen, fühlte ich bald wieder eine peinliche Kälte, manchmal schüttelte es mich förmlich vor Frost. Das beste Gegenmittel wäre wohl ein warmes Essen gewesen, doch an einen solchen Luxus durfte ich gar nicht denken. So legte ich mich also eine Weile nieder, bloß um warm zu werden und die Kleider am Leibe zu trocknen. Im Laufe des Nachmittags machte ich noch einige Besuche, betete mein Brevier und bereitete meine Predigt vor. So kam allmählich der Abend heran.

Am nächsten Morgen sah ich gegen 1/8 Uhr schon einen langen Zug Tembus in ihren roten Wolldecken auf mein Kirchlein zukommen. Eine halbe Stunde später gab ich mit meinem Glöcklein das erste Zeichen. Bald kam auch der Katechet von Saliwa auf seinem Köhlein angesprengt: mit ihm erschien der schwarze Lehrer von Keilands und ihnen schlossen sich noch zwei schwarze Lehrerinnen von dort an. Letztere brachten ein Häuflein größerer Mädchen von Keilands, sowie einige Schulkinder von Saliwa mit. Wir wollten nämlich wegen der neuangekommenen Heiden den Gottesdienst möglichst schön und würdig halten, und diese Kinder sollten während der hl. Messe, sowie vor und nach der Predigt einige religiöse Lieder singen. Auch wollte ich heute in Zigudu zum erstenmale mit dem neuen Volke den Rosenkranz beten. Zu all dem brauchte ich ältere, gutgeschulte Kinder aus der Hauptstation Keilands und der älteren Außenstation Saliwa. Wie wir gleich sehen werden, erfüllten diese Kinder auch ihren Zweck ganz vorzüglich.

Um 9 Uhr gab ich das letzte Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes. Inzwischen waren von allen Himmelsgegenden so viele Heiden zusammengeströmt, daß mir schon der Zweifel kam, ob das kleine Kirchlein auch alle fassen würde. Einmal wollte ich sie zählen, allein es gelang mir nicht, denn sie liefen beständig wie die Schafe durcheinander. Anfangs ließen sich viele vor der Kirche ganz gemächlich am Boden nieder; mit Beginn des Gottesdienstes strömte alles hinein. Als ich eintrat, überraschte mich ein lautes Gepolter; alles redete und schwätzte da wie in einem Rasterraal. Ich wollte sie zurechtweisen, tat es aber nicht; ich durfte die Leute nicht gleich vor den Kopf stoßen, sondern mußte sie erst für die gute Sache gewinnen. Viele von ihnen waren heute vielleicht das erstemal in einer christlichen Kirche, woher sollten sie also wissen, daß man da nicht reden dürfte?

Ich zog die kirchlichen Paramente an und trat an den Altar. Siehe, da war auf einmal alles mäuschenstill. Unsere christlichen Kinder begannen fröhlich und kräftig ihre schönen, erbaulichen Lieder, und die Heiden waren vor Staunen und Verwunderung wie außer sich. Noch nie hatten sie so etwas gesehen oder gehört! Es folgte die Predigt, und ich kann sagen, ich hatte aufmerksame Zuhörer. Sie wandten kein Auge von mir, und die hintersten streckten ihre Hälse weit vor, um mir ja jedes Wort vom Munde ablesen zu können. Ich sprach von der Erschaffung, der Erhaltung und Regierung der Welt und der Pflicht des Menschen, diesem guten, großen Gott mit Leib und Seele zu dienen. Ich sprach mit Eifer und Begeisterung und fühlte so recht, was es Großes und Schönes sei, als katholischer Priester den Heiden das Evangelium zu verkünden.

Nach der Predigt war eine halbe Stunde Pause, dann hielten wir gemeinsam die Rosenkranzandacht, die erste, wie gesagt, in Zigudu. Es war zugleich ein Bittgebet um Regen und eine gesegnete Ernte. Hier konnte ich nochmals sehen, wie zahlreich und buntgemischt diese Kirchengänger waren. Außer den Katholiken von Zigudu und den Anhängern aus Keilands und Saliwa waren auch einige Protestanten, namentlich aber viele Heiden zugegen. Von den Männern, jungen Burichen und Kindern trugen schon viele die europäische Kleidung, etwa 90 Heiden aber noch ihre roten Decken.

Damit, daß diese Heiden heute in die Kirche kamen, ist allerdings nicht gesagt, daß sich auch alle zum Christentum bekehren werden. Da kann es noch viele Kämpfe und Hindernisse geben, doch ist jetzt einmal ein erfreulicher Anfang gemacht. Ein großer Vorteil ist schon der Punkt, daß sich uns diese Leute überhaupt nähern und ihre anfänglichen Vorurteile gegen uns und den katholischen Glauben allmählich fallen lassen. Kommt einer in dieser Gegend zum Sterben, so ermuntern sie ihn zum Empfang der hl. Taufe und melden es dem P. Missionär. Unsere Haupt Hoffnung aber setzen wir auf die Kinder. Diese sind überall am leichtesten zu gewinnen und werden oft wieder Anlaß zur Bekehrung der heidnischen Eltern.

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R.

Joseph Biegener

Emas, 8 Sept. 1908. — Vor etwa 2 Wochen wurde ich von einem heidnischen, bloß in eine Wolldecke eingehüllten jungen Mann gegen 4 Uhr morgens ersucht, mit ihm in seinen Kraal zu gehen, um daselbst ein etwa 4 Wochen altes Kind zu taufen, das am Sterben liege. Leider konnte ich nicht gleich abkommen, denn ich sollte für die Gemeinde um 5 Uhr die hl. Messe lesen. Der Mann war übrigens gerne bereit, bis nach der hl. Messe zu warten.

Es war noch ziemlich dunkel, als ich mit dem Kaffee die Missionsstation verließ, überdies versperrte uns ein Nebel jegliche Aussicht. Wir gingen zu Fuß; der Weg führte steil bergan auf einen ziemlich hohen Berg. Es laufen da eine Menge Kaffeepfade durcheinander, denn zu jeder Hütte führt ein eigener Weg, und ich konnte nicht umhin, meinen schwarzen Führer zu bewundern, der trotz Nacht und Nebel so sicher und zielbewußt seinem Kraal zusteuerte. In solchen Stücken ist der Schwarze dem Weißen weit überlegen; es ist, als habe er da etwas vom Instinkte des Tieres.